

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie
Band: 21 (1995)
Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BUCHBESPRECHUNGEN / RECENSIONS CRITIQUES BOOK REVIEWS

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Jakob Juchler, *Osteuropa im Umbruch: politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen 1989–1993; Gesamtüberblick und Fallstudien*, Seismo Verlag, Zürich 1994, 461 Seiten, Fr. 58.—

„Wer für diese Zeit eine Erklärung hat, ist verdächtig.“ Von dieser auf dem Deutschen Soziologentag 1992 gezogenen und heute wohl noch gültigen Bilanz der soziologischen „Aufklärung Osteuropas“ läßt sich auch Jakob Juchler in seiner Analyse der grundlegenden Entwicklungsrichtungen der postsozialistischen Transformationsprozesse leiten. Er unterliegt nicht der Versuchung, das bisherige „Theoriedefizit“ durch eine prognostische Transformationstheorie ausfüllen zu wollen. Juchler präsentiert vielmehr eine Theorie mittlerer Reichweite, deren theoretische Versatzstücke durch die Aufarbeitung eines umfangreichen empirischen Materials abgesichert sind. Hervorzuheben ist insbesondere der – wenn auch nicht immer eingelöste – Anspruch des Buches, die wirtschaftlichen, politischen und bewußtseinsmäßigen Veränderungen in einer integrierenden Perspektive darzustellen.

Das Buch umfaßt zwei Teile. Der erste Teil gibt einen Überblick über die gemeinsamen Probleme der postsozialistischen Gesellschaften und über einige länderspezifische Unterschiede, im zweiten Teil werden detaillierte Länderstudien zu Polen und der Tschechoslowakei vorgelegt.

Insgesamt nähert sich der Verfasser der unüberschaubaren Vielfalt der Transformationsprozesse mit Behutsamkeit und einem, in den Sozialwissenschaften nicht selbstverständlichen, Gespür für die Offenheit ihres Ausgangs. Zur Begründung möglicher Entwicklungsszenarien läßt er im Zweifelsfall lieber empirische Fakten sprechen als selbst vorschnell zu urteilen.

Zu bedauern ist im ersten Teil die unscharfe Verwendung des Begriffes „Osteuropa“. Eine Klärung hätte den Verfasser vor einigen Inkonsistenzen und der nicht unbedingt plausiblen Einbeziehung solcher Länder wie Vietnam, China und Kuba bewahrt. Schwierigkeiten (die beim Vergleich einer Vielzahl osteuropäischer Länder mit sehr unterschiedlicher Geschichte nur verständlich sind) hat der Verfasser auch mit der historischen Zuordnung einzelner Nachfolgestaaten der Sowjetunion. So gehören die baltischen Staaten von ihrer Kultur und Geschichte her eindeutig zum durch das lateinische Christentum geprägten westlichen Teil Osteuropas.

Bei der Gruppierung der Länder wird Juchler Opfer der in der Transformationsforschung häufiger anzutreffenden „Begriffsindustrie“ (von Beyme), die da, wo Theorien fehlen, Typologien und Periodisierungen als „theoretische Halbfabrikate“ hervorbringt. Vielleicht hätte – nach der vorangegangenen Klärung der wirtschaftlichen, politischen und politisch-kulturellen Voraussetzungen und Entwicklungen – am Ende des ersten Teils *eine* Typologie

die Zuordnung und den Vergleich der osteuropäischen Länder erheblich erleichtert.

Am gelungensten ist die Darstellung des wirtschaftlichen Aspektes der Transformationsprozesse, zu dem die Sozialwissenschaften sonst außer dem Hinweis auf das Dilemma der gleichzeitigen Einführung von liberaler Demokratie und Marktwirtschaft wenig zu bieten haben. Dem setzt der Verfasser eine kenntnis- und materialreiche Analyse von wirtschaftlichen Krisenphänomenen und ihren Ursachen, Stabilisierungsstrategien und Strukturereformen entgegen. Besonders interessant ist hierbei die Erkenntnis, daß sich kein eindeutiger Zusammenhang zwischen einer eher schockartigen und einer eher gemäßigten Krisenstrategie und dem erreichten Grad an wirtschaftlicher Stabilisierung erkennen läßt.

Juchlers Analyse hebt sich außerdem durch die realistische Betrachtung der internationalen Rahmenbedingungen von anderen Transformationsanalysen ab. Einerseits können aus der Einordnung der Umgestaltungsprozesse in grundlegende Entwicklungstendenzen des Weltsystems Erkenntnisse über Chancenbegrenzungen abgeleitet werden. Erfreulich sind andererseits die kritische Darstellung der westeuropäischen Hilfeleistungen als relativ bescheiden, schlecht koordiniert und oft ineffizient, sowie die Schlußfolgerung, daß die Beziehung zu Westeuropa vor allem die Gestalt eines Konkurrenzverhältnisses angenommen hat.

Was die Bewertung der Stabilität und Struktur der Parteienbildung in Osteuropa betrifft, so scheinen inzwischen in den Sozialwissenschaften zwei Schulen entstanden zu sein, die sich in ihren Aussagen über den Charakter der Parteien unterscheiden. Zwar sind die Feststellungen des Verfassers über die Fragmentierung und Instabilität der Parteiensysteme nicht von der Hand zu weisen. Analysen der programmatischen Profile osteuropäischer Parteien haben aber gezeigt, daß viele der Parteien, zumal mit zunehmender Anzahl

stattgefundener Wahlen, in Grundzügen durchaus schon den üblichen Parteienfamilien entsprechen.

Am wenigsten gelungen scheint in beiden Teilen die Analyse des „gesellschaftlichen Bewußtseins“, das vielleicht besser mit dem Begriff „politische Kultur“ hätte umschrieben werden können. Erstens wird das Erbe des Sozialismus im politisch-kulturellen Bereich unterschätzt. Dabei sind es gerade die widersprüchlichen Sozialisationsresiduen des Sozialismus, wie die starke Verinnerlichung von Gleichheitswerten, das latente Mißtrauen in menschliche Beziehungen, die mangelnde Legitimation von Konflikten, das Fehlen politischer Toleranz und die Doppelmoral, die die Stabilität der neuen Demokratien langfristig beeinflussen werden. Ein zweites Problem, das der Sekundäranalyse von Umfragedaten geschuldet scheint, ist das zu große Vertrauen des Verfassers in die verwendeten Indikatoren. Insbesondere der in den Eurobarometerstudien erfaßte Indikator Demokratiezufriedenheit ist von mehreren Autoren als problematisch eingeschätzt worden. Während damit in Westeuropa, wenn auch auf einer relativ niedrigen Generalisierungsebene, die Unterstützung eines etablierten und funktionierenden politischen Systems erfragt wurde, bezieht sich dieselbe Frage in Osteuropa auf die Entwicklung noch instabiler Demokratien. Eine negative Antwort kann hier zwei verschiedene Dinge bedeuten: es gibt noch nicht genug und noch keine gut entwickelte Demokratie oder Demokratie wird unabhängig von ihrer konkreten Erscheinungsform abgelehnt. Darüber hinaus hängt die Antwort auch vom Maßstab der Erwartungen an eine Demokratie ab, was zum Beispiel die hohe Demokratiezufriedenheit in Albanien und die geringe in Estland erklären kann.

Ein drittes Problem teilt Juchler mit vielen anderen Osteuropaforschern. Im Bestreben, die Spezifität des Transformationsprozesses in Osteuropa hervorzuhe-

ben, wird von den Osteuropäern bezüglich politischer Partizipation mehr verlangt als von den Bürgern etablierter Demokratien. Nach der „unkonventionellen Normalität“ der Umbruchsprozesse erreicht die politische Beteiligung in Osteuropa jedoch allmählich ein normales Niveau, auf dem sich wie in Westeuropa aktive staatsbürgerliche Orientierungen und ein hohes Gefühl politischer Einflußmöglichkeit auf einen überschaubaren Prozentsatz von Personen mit einem überdurchschnittlichen Aktivitätspotential beschränken. Die Tatsache, daß sich wirtschaftliche Einbußen und politische Unzufriedenheiten nicht in Streiks und Demonstrationen niederschlagen, könnte dann eher als Ausdruck eines Vertrauensvorschlusses für das neue System und eines gewissen Grades an Konsolidierung interpretiert werden. Allerdings hat das sehr umfangreiche Faktenmaterial einen großen Vorteil: es ermöglicht dem Leser, unabhängig von den gegebenen Interpretationen, selbst zu urteilen.

Das Zustandekommen von Länderstudien ist immer von der Verfügbarkeit von Daten abhängig. Die Auswahl zweier relativ ähnlicher Länder, die mit ihren Transformationen ein gutes Stück vorangekommen sind, hat zwei Vorteile. Zum einen kann die Wirkung unterschiedlicher Strategien bei vergleichbaren Ausgangsbedingungen nachvollzogen werden, zum anderen sind die Unterschiede in der politischen Verarbeitung der Umbruchsprozesse eine gute Illustration für den Einfluß politischer Kulturen. Der Nachteil des Vergleichs ähnlicher Fälle liegt darin, daß die im ersten Teil vermutete Breite des Spektrums an Entwicklungsszenarien für Osteuropa damit nicht nachgewiesen werden kann.

Besonderes Interesse verdient die Charakterisierung der Entwicklungswege Polens und der Tschechoslowakei als Aufeinanderfolge politökonomischer Zyklen. Vielleicht war an dieser Stelle die Vorsicht des Verfassers bei der Bewertung

empirischer Tendenzen etwas zu groß. Andernfalls könnte man so weit gehen, in den osteuropäischen Transformationsprozessen die Logik von „trial and error“ zu entdecken, mit der versucht wird, die richtige Verbindung zwischen verschiedenen möglichen Typen demokratischer Institutionalisierungen und verschiedenen möglichen Strategien der Herausbildung einer Marktwirtschaft herauszufinden.

Insgesamt lobenswert ist die leserfreundliche Gliederung des Buches in informative Überblicksabschnitte und in speziellere Abschnitte über einzelne Aspekte, was ein diagonales Lesen sehr erleichtert. Dem an Osteuropa im allgemeinen und an Polen, Tschechien und der Slowakei im besonderen interessierten Leser sei das Buch trotz der Kritikpunkte empfohlen, finden sich doch darin anderweitig nur mühsam auffindbare Basisinformationen über den Stand der Transformationsprozesse und ihre Hintergründe.

Katrin Mattusch, Humboldt-Universität zu Berlin, Fakultätsinstitut Sozialwissenschaften

Jean-Pierre Courtial (ed.), *Science cognitive et sociologie des sciences*, Paris, Presses universitaires de France, 1994. (Contributions de L. Barjolle, M. Bernoussi, M. Callon Y. Corson, A. Degenne, L. Jagot, F. Laville, H. Penan, A. Sigogneau, G. Teil)

L'ouvrage dirigé par Jean-Pierre Courtial comprend treize contributions dont quatre sont le fait de chercheurs originaires de centres de recherche différents parmi lesquels le laboratoire de psychologie de l'Université de Nantes, le laboratoire d'analyse secondaire et de méthode appliquée en sociologie (LASMAS) et le centre de sociologie de l'innovation de l'Ecole des Mines de Paris (CSI) auquel appartient

précisément J. P. Courtial. Le CSI joue en France un rôle important dans le développement de la sociologie des sciences et des techniques et plus particulièrement dans la promotion de ce que l'on a coutume d'appeler aujourd'hui l'approche constructiviste des sciences. En France, cette orientation trouve dans la *théorie de la traduction et de l'acteur-réseau* une expression formalisée. C'est à l'exploration de cette approche théorique et de l'outillage méthodologique sur laquelle elle s'appuie que nous convient les auteurs. La lecture de l'ouvrage révèle en outre que là n'est pas leur unique objectif. Il s'agit également de faire la preuve des possibilités d'application de cette théorie dans des champs très diversifiés de la sociologie comme dans le domaine de l'aide à la décision. Ce dernier souci explique la notable diversité des thèmes abordés. Arguant du fait qu'une grande part du texte traite de questions liées à la sociologie des sciences et des techniques, parti a été pris d'attirer l'attention sur ce que cette démarche théorique peut apporter à ce domaine plus particulièrement.

Dès l'introduction, J. P. Courtial expose la quintessence de la théorie de la traduction et de l'acteur-réseau. Il choisit, pour ce faire, un exemple. Dans les années 1975, on a cherché des matières plastiques plus résistantes. Cet objectif, exprimé en termes technico-industriels, a été «traduit» dans le langage de la chimie par les chercheurs qui reliaient ainsi des objectifs de nature différente. «Comme pour le langage, la relation de traduction coordonne des acteurs opérant dans des *registres distincts*, non coordonnés jusque là» (p. 17). Des problèmes de nature différente sont ainsi associés dans des réseaux problématiques qui fournissent du même coup des «modèles d'interaction sociale ayant recours à un langage qui n'est qu'une articulation des acteurs liés par une croyance provisoire commune» (p. 20). La recherche scientifique consiste donc à «mettre en cause des relations différentes,

donc à construire des acteurs responsables d'effets différents» (p. 21). Les acteurs dont il est fait mention ne sont pas uniquement des acteurs humains mais également des concepts, des techniques d'analyse, des objectifs. Ce sont en fait des «entités hybrides» (p. 103) construites par les réseaux dans lesquels elles se définissent et prennent tout leur sens, d'où leur nom d'*acteur-réseau*. Elles organisent la dynamique des interactions, rendent compte du développement scientifique, suggèrent des modèles d'interaction conduisant à de véritables scénarios de rôles compatibles.

On découvre au fil de l'ouvrage les relations qu'entretient cette théorie avec une épistémologie plutôt relativiste et un rejet certain des schémas causalistes traditionnellement élaborés par la sociologie. La connaissance scientifique produite à l'intérieur de réseaux sociaux à la morphologie spécifique ne prend son sens qu'à l'intérieur de ce réseau. «Ainsi nous raisonnons en fonction de l'hypothèse géocentrique lorsque nous choisissons l'emplacement de notre parasol et héliocentrique lorsque nous faisons de l'astronomie. Les deux cohabitent fort bien (*bien que nous sachions que l'une des deux hypothèses est plus réfutable que l'autre*), c'est le cadre de notre activité qui nous aiguille vers une hypothèse ou une autre» (pp. 210–211, c'est nous qui soulignons). On constate qu'il ne s'agit pas là de suggérer l'idée d'une incommensurabilité des hypothèses scientifiques; J. P. Courtial distingue effectivement le *sens* de la connaissance scientifique de sa *valeur de vérité*, se démarquant ainsi de la position relativiste extrême d'une partie des tenants du constructivisme. Il les rejoint néanmoins dans son refus de voir dans la science la recherche de la vérité. L'objectif des chercheurs est plutôt de «faire accepter par les autres la traduction en mots des situations expérimentales qu'il propose» (p. 22). De ce fait, ils entrent en interaction, partagent des représentations et prennent

place dans un scénario de rôles compatibles où chaque acteur est interchangeable. Par conséquent, il n'est pas nécessaire de recourir aux schémas explicatifs traditionnels qui visent à restituer l'intelligibilité des pratiques sociales en les rapportant à des structures, à des règles ou à des dispositions. De loin en loin, c'est à une complète révision du projet sociologique auquel J. P. Courtial nous convie. A la prétention nomothétique doit se substituer une intention plus modeste, «une modélisation faible, faisant le minimum d'hypothèses, mais fidèle à la description, voire à la prévision du changement» (p. 24). Plusieurs outils peuvent répondre à cet impératif tout en permettant la mise en visibilité des réseaux : l'analyse de similitude (chapitre 7), la méthode des mots associés (chapitres 2, 6 et 9) et l'analyse dite de proximité (chapitre 8).

L'*analyse de similitude* a été l'une des premières méthodes à permettre la mise au jour des réseaux. Alain Degenne définit l'analyse de similitude comme «des procédures de traitement qui analysent les traits communs entre des personnes, des objets, des mots, des textes dans le but d'élaborer des représentations partagées» (p. 110). Le premier exemple qu'il choisit est simple, il suffit à une illustration didactique. Dans le cadre d'une analyse des représentations des conflits du travail et des modes d'entraide sociale, quatorze personnes sont invitées à construire des phrases en choisissant des mots parmi neuf disponibles. La similitude entre deux mots se définit comme l'ensemble des textes dans lesquels on les rencontre simultanément. On peut alors progressivement construire la similitude de tous les couples de mots et rassembler les résultats sous forme de tableau. A l'aide d'un programme informatique, on parvient à obtenir un arbre figurant un réseau de mots associés censé représenter sous forme simplifiée la structure de représentations sociales partagées.

La méthode des mots associés a été élaborée afin d'exploiter les bases de données bibliographiques qui répertorient informatiquement les articles scientifiques par des mots-clés censés les décrire. Les textes indexés conduisent à des séries de mots associés. Le postulat de base de la méthode est simple : les descripteurs constituent «une représentation sociale des chercheurs en termes d'enjeux de recherche prêtés à un article» (p. 86). L'idée est donc d'assembler les séries de mots associés et de construire le réseau des associations afin de mettre au jour les noyaux organisateurs des représentations sociales, d'identifier des «acteurs potentiels», c'est-à-dire des mots associant fortement plusieurs mots. Le calcul des indices d'association est opéré par le programme Leximappe. Il est possible ensuite de dégager des thèmes de recherche, de les caractériser en étudiant la morphologie des réseaux. Pour ce faire, deux dimensions sont définies : la *centralité*, mesurée au nombre de problèmes qu'un thème donné traduit, et la *densité*, mesurée au degré de consensus autour d'un lien donné entre mots. Le croisement de ces dimensions aboutit à la construction d'un *diagramme stratégique*. En sociologie des sciences, cette méthode peut permettre de cerner la transformation des thèmes dans le temps, d'évaluer la dynamique de la structure scientifique d'un champ disciplinaire donné ou plus modestement celle d'une unité de recherche, de mettre au jour des processus de ruptures de programme. Elle ouvre également à une vérification des lois dégagées par les analyses scientométriques. Elle peut de la même façon être une source d'inspiration dans d'autres domaines de la sociologie comme celui de l'étude de la sensation et du goût (chapitre 9). Mais les auteurs sont encore plus ambitieux. Partant des enseignements de la méthode des mots associés, ils dégagent un modèle d'interaction socio-cognitive où les acteurs

(humains et non humains) sont pris et se définissent dans des relations d'une telle interdépendance qu'il n'est plus possible de s'en tenir à une conception linéaire de la causalité mais qu'il est nécessaire d'envisager l'existence de relations de renforcement circulaire et d'être attentif à des effets de co-occurrence accidentelle.

Quant à l'analyse de proximité, elle est présentée et utilisée par Hervé Penan dans une analyse des cocitations d'articles scientifiques. L'auteur part de l'hypothèse selon laquelle la création scientifique est liée aux interactions entre des acteurs de statuts différents. Celles-ci s'organisent en un réseau de traduction d'un ensemble de problèmes. Les stratégies de recherche ne sont autres que des «stratégies de comportement dans une réseau technico-économique». Leur compréhension nécessite l'analyse de la structure et de la dynamique du réseau, c'est-à-dire l'identification des acteurs, de leurs modes de relation et la compréhension de la modification des modalités de traduction qui ont cours dans le réseau. L'analyse des cocitations peut permettre la réalisation de cette double tâche. En effet, chaque texte scientifique est un dispositif qui établit des associations avec d'autres productions et par voie de conséquence avec d'autres acteurs. S'il reste indéniablement une construction rationnelle, il se définit aussi de façon diacritique c'est-à-dire dans le système des écarts et des relations qu'il entretient avec d'autres productions. Les textes scientifiques peuvent ainsi se maintenir «selon des régularités spécifiques que les épistémologues appellent des programmes de recherche» (p. 126) et qui ne sont autres que des réseaux de traduction d'une problématique scientifique. H. Penan définit ainsi la notion de cocitation : «(...) la mesure de la fréquence d'apparition conjointe de deux auteurs A et B cités par un même auteur C est désignée comme la cocitation de ces auteurs A et B (...)» (p. 128). Ainsi, en mesurant la cocitation

entre un ensemble fini d'auteurs, on peut parvenir à évaluer leur similarité logique. On établit une matrice carrée de cocitations à laquelle on applique un traitement statistique. Cette méthode permet de dégager un réseau de traductions et d'y distinguer les «relations de traduction prioritaires et stables». Mais ce n'est pas tout. L'analyse longitudinale d'un réseau de cocitations rend visible les mouvements d'émergence, de recomposition et de dégénérescence des programmes de recherche. De ce fait, l'analyse de proximité peut être un auxiliaire sérieux sur le plan décisionnel et politique en permettant de déterminer des stratégies d'investissement ou, au contraire, de désengagement dans un réseau technico-économique donné.

L'ouvrage se présente donc au total comme une sérieuse introduction aux théories de la traduction et de l'acteur-réseau. On peut regretter néanmoins qu'il soit desservi, sur le plan pédagogique comme sur le plan scientifique, par toute une série d'imperfections. On est frappé d'emblée par l'accessibilité très réduite de certains aspects des textes. Or la seule nouveauté du répertoire conceptuel ne suffit pas à expliquer cela. On trouve à plusieurs reprises, ça et là, des glissements inexpliqués entre les énoncés théoriques comme si ces dérivations allaient de soi et ce n'est parfois qu'à l'issue de la lecture que l'on saisit le principe de ces variations. Par exemple, lorsqu'à la page 22, il est affirmé que la science n'est pas la recherche de la vérité, on ne comprend pas ce qui permet à l'auteur de légiférer soudainement de la sorte sur le terrain épistémologique alors qu'il inscrivait son propos sur le terrain sociologique. De même, de quelle manière faut-il trancher quand on lit dans le même texte, d'une part, que «la série des descripteurs attachés à un article (...) constituent une représentation sociale du chercheur en termes d'enjeux de recherche prêtés à l'article» (p. 86) et, d'autre part, que ces mêmes descripteurs «représentent, à travers leurs

associations, les stratégies cognitives des chercheurs» ? Qu'est-ce qui peut permettre aux auteurs de faire endosser à ces descripteurs le statut d'une représentation sociale des enjeux de recherche et de les utiliser ensuite dans la construction des stratégies cognitives des chercheurs ? La seule solution serait de démontrer que la supputation d'objectifs faite par les indexeurs correspond aux enjeux par rapport auxquels les chercheurs se positionnent réellement. Une courte réflexion sur le sujet est esquissée à la page 105 de l'ouvrage, il nous y est dit que des études démontrent que les chercheurs sont *en général* satisfaits de la façon dont leurs textes sont indexés mais rien ne nous est précisé sur l'objet de cette satisfaction. Par ailleurs, les questions précédentes sont d'autant plus difficiles à résoudre qu'on ne sait pas vraiment ce qui est entendu sous la notion de «stratégie cognitive». Recouvre-t-elle une série de choix épistémologiques ? Entend-on par là évoquer le problème du choix des objets et des sujets ? Une réponse positive à cette dernière question, ce qui correspond à l'hypothèse la plus vraisemblable, impliquerait alors qu'une partie des contenus cognitifs de la science – l'analyse sociologique des modes de raisonnement par exemple – échappe au domaine de juridiction de la théorie de la traduction et de l'acteur-réseau. On serait alors revenu bien en deçà des ambitions du fameux «programme fort» cher à D. Bloor.

Pascal Ragouet
Université de Paris IV–Sorbonne

Peter Gross, *Die Multioptionsgesellschaft*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1994, 436 Seiten, sFr. 28,80

Gross' Arbeit stellt einen umfassend angelegten kultursoziologischen Versuch dar, die Entwicklungsdynamik der Mo-

derne im allgemeinen und ihren gegenwärtigen Entfaltungsschub im besonderen darzustellen. Bisher waren Versuche in dieser Richtung meist ökonomisch (Wachstumsantrieb durch Verzinssungszwang und Angebotswettbewerb) oder politisch angelegt (Verdrängungskampf zur Erlangung einer Hegemonialstellung). Einige wissensoziologische Ansätze übertrugen das politische Beherrschungsprinzip auf die rationalistisch-experimentelle Wissenschaft und ihre Weltbeherrschung durch Entwicklung von Technik und instrumentellem Wissen. Gross' zufolge stellt jedoch die Kultur die Basis dar, auf der alles weitere aufbaut.

Seine Grundüberlegungen und Grundkategorien sind die Entobligationierung (Auflösung traditionaler Bindungen) und die Optionierung von Verhaltensweisen. Die Optionierung besteht in der immer umfassenderen und beschleunigten Realisierung sämtlicher vorfindlicher denkbarer Lebens-Möglichkeiten. Die ehemals religiöse Erlösung im Jenseits wird in der Moderne säkularisiert zur möglichst sofortigen handlungspraktischen Einlösung aller Möglichkeiten, alles Denk- und Vorstellbaren. Gross nennt dies Differenz-Minderung durch Realisierungszwang. Das verallgemeinerte Realisierungsversprechen (als säkularisiertes Versprechen des Paradieses auf Erden) etabliert einen allgemeinen Realisierungsdruck, der wiederum eine ruhelose Mobilisierung aller Lebensbereiche bewirkt. Daraus resultiert eine Atmosphäre des unentwegten Zapfenstreichs, eine andauernde Überforderung der Natur, der Mitmenschen und von uns selber, ein manischer Korrekturzwang, dem wir alle unterliegen.

Die Optionen – die Wahl zwischen möglichen Realisierungen – sind nach Gross moralisch inzwischen weitgehend indifferent geworden, bis hin zu dem Punkt, daß selbst Gut-Böse-Zuschreibungen zwischen Verbrecher und Ordnungshüter ambivalent und vertauschbar erscheinen. Die relevanten Unterschiede

in der Gesellschaft benennen sich nicht mehr nach Glaubens- und Wissenssystemen, nach Ideen und Utopien, sondern nach der unterschiedlich gut und schnell gelungenen Realisierung von Möglichem in der so total „offen“ gewordenen Gesellschaft. In diesem Sinne erklärt Gross die Geschichte ideologisch geprägter Zeitalter erneut für beendet, zumindest erklärt er die von ihm erzählte Geschichte im Sinne seiner Analyse für substanziell erschöpft und sich rein quantitativ ad absurdum führend. Der Mensch sei durch den auf die Spitze getriebenen Realisierungszwang überfordert, die Menschheit im Chaos der Optionensteigerung nicht mehr zu sinnvoller Zielorientierung fähig und damit nicht mehr anpassungsfähig.

Das Buch enthält eine bemerkenswerte Fülle von zeitgeschichtlichen Phänomenen und Beobachtungen, anhand derer der Autor seine Sicht der Zusammenhänge in immer neuen Varianten bebildert. Schon allein dadurch stellt das Buch ein beachtliches Zeitzeugnis dar. Sofern es dabei um Konsum- und Warenkritik geht, ähnelt manches u. a. Staffan Linders *The harried leisure class* (1970), sofern es um Mobilisierung geht, Peter Sloterdijks Kritik der politischen Kinetik (1989), sofern es um das Erleben der Optionenvielfalt geht, auch an Gerhard Schulzes *Erlebnisgesellschaft* (1991). Gross selbst sieht sich in gewisser Nähe zu Autoren wie Serge Latouche, Meinhard Miegel, Wolfgang Sachs oder Zygmunt Baumann.

Auch wenn Gross sich sichtlich um Unvoreingenommenheit bemüht, und wenn er die Entobligationierung nicht mehr bejammert und die Optionierung nicht mehr als gotteslästerlich willkürliche Machtanmaßung und schiere Selbstzerstörung verteufelt, sondern sie als Gegebenheiten, von denen auszugehen ist, zunächst einmal hinnimmt, so sind sein Ansatz und seine Analysen doch nicht nur modernisierungskritisch, sondern auch immanent kulturpessimistisch. Adepten dieses Denkens könnten erheblich radi-

kalere Konsequenzen ziehen als Gross selbst. Seine Hauptaussicht geht dahin, den Realisierungszwang zu dämpfen, indem der Mensch lerne, „Differenzakzeptanz“ aufzubringen, also die Differenz zwischen Möglichem und Realisiertem zu ertragen, besser gesagt, das Mögliche als Nicht-Realisiertes zu lassen, also zu akzeptieren, daß man nicht alles und dies schon gar nicht auf einmal haben könne. Das Problem dabei ist nur, wie Gross selbst sagt, daß man sich „nicht mitten in einer unvollendeten Moderne hinsetzen (kann)“ (S. 412).

Diese – zwar offen gehaltene, aber offenbar doch favorisierte – Schlußfolgerung stellt letztlich einen moralischen Verzichtsappell dar. Auch damit steht Gross deutlich in der Tradition einer teils konservativen, teils rousseauistisch-romantisch-vitalistischen Opposition gegen die Entwicklung der Moderne. Sein Sprachspiel gibt dies für jemanden, der mit der westlichen Kulturdynamik nicht vertraut ist, zunächst nicht zu erkennen. Autoren, deren Denken um die Dialektik von Wirklichem und (Un)Möglichem kreist, besitzen häufig eine Affinität zu fortschrittskritischen kontra-rationalistischen Haltungen. (Musil, der große Möglichkeits-Wirklichkeits-Literat, war nicht der einzige Endzeit-Pessimist).

In Gross' Gedankengebäude fehlt die Möglichkeit, einen positiven Ausweg zu denken, außer eben den, den prinzipiell negativen Prozeß einzudämmen und zu verlangsamen. Er beschreibt minutiös den kulturentropischen Realisierungszwang, aber er versäumt es, die dazugehörige neg-entropische Entstehung von Möglichkeiten und Differenzen zu analysieren. In diesem Zusammenhang wird auch deutlich, daß Gross' Kategorien ein Sprachspiel begründen, das Darstellungen und Deutungen erlaubt, aber keine Feststellung von Verursachungszusammenhängen im Sinne einer empirischen Kausalkettenbildung. Ähnlich Parsons' AGIL-Schema entsteht eine kategoriale Ordnung ohne geschichts-

empirisches Fundament. Die Angemessenheit der Kategorien und die Aussagefähigkeit der damit gewonnenen Analysen kann daher von jedem Übelmeinenden in Frage gestellt werden.

Auch wenn man mit der kulturpessimistischen Tendenz von Gross' Arbeit nicht übereinstimmt, so ist doch anzuerkennen, daß es die Denktradition, in der Gross steht, in der Neuzeit immer gegeben hat, daß sie ihre Verdienste und ihre Notwendigkeit besitzt (u. a. Selbstmäßigung und Selbstkorrektur von Modernisierungsprozessen), und daß mir Gross' neuerlicher Beitrag in dieser Richtung als substanziell erscheint. Seine Kategorienbildung und das sich daraus ergebende Sprachspiel stellen eine Innovation dar, die geeignet erscheint, eine Vielzahl von bisher getrennt benannten zivilisationskritischen Aspekten und Argumenten kultursoziologisch auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

*Joseph Huber, Institut für
Soziologie, Universität Halle*

Alain Degenne et Michel Forsé, *Les réseaux sociaux*, Paris, Armand Colin, collection U, série «Sociologie», 1994.

Conçu comme un manuel, l'ouvrage de Degenne et Forsé fait le point sur un domaine de la sociologie en pleine expansion. L'objectif de l'ouvrage est aussi bien de présenter les bases, méthodologiques et théoriques, de l'analyse de réseau, que d'offrir une manière originale de voir les phénomènes sociaux. Après avoir pris ses distances d'une part à l'égard de la perspective sursocialisatrice du «holisme» et, d'autre part, à l'égard du réductionnisme «atomistique» d'un certain type d'individualisme méthodologique, le livre suit un fil logique allant du niveau le plus simple

et descriptif de l'analyse de réseau au niveau le plus élaboré.

Il commence donc par présenter les caractéristiques du réseau personnel des individus, qui comprend l'ensemble des personnes ayant un lien d'un type ou d'un autre avec l'individu. Ce type d'analyse est qualifié par les auteurs de «niveau zéro de l'analyse structurale», non pas pour le disqualifier, mais pour le distinguer de l'analyse structurale au plein sens du terme, qui ne peut être envisagée qu'à partir de réseaux complets (où les relations entre tous les membres du réseau sont connues). L'analyse en terme de réseau personnel place l'individu au centre d'une étoile qui le relie à tous les membres de son réseau. Par contre les autres relations des membres du réseau personnel de l'individu sont inconnues.

Dans le second chapitre la notion de cercle est introduite. Les auteurs expliquent qu'il est impossible de comprendre une relation quelconque sans la situer par rapport à un ensemble de relations possédant des caractéristiques similaires et ayant un effet plus ou moins contraignant. Ainsi les différents cercles que sont les amis, la famille, le voisinage et les associations imposent aux individus des logiques qui dépassent les relations interindividuelles. La sociabilité n'est donc pas «la somme d'effets élémentaires de caractéristiques individuelles» (p. 73). On quitte ici le niveau du réseau personnel, pour entrer dans la logique structurale puisque la notion de cercle autorise à parler de densité (nombre de relations activées par rapport aux relations possibles) et de multiplicité (nombre de types différents d'échanges ou de relations entre les individus).

Après un passage en revue des définitions de plusieurs notions de base de l'analyse des réseaux et de leur expression arithmétique (chapitre III), la réflexion sociologique reprend avec la présentation de deux principes fondamentaux de

l'analyse structurale – la cohésion et l'équivalence – qui permettent de définir les sous-ensembles qui constituent un réseau. Du point de vue de la cohésion, on distingue les groupes en fonction du nombre de liens entre les individus. Par l'équivalence, on classe les individus en fonction de la forme des relations qu'ils entretiennent avec les autres. Les auteurs prennent en exemple le cas des médecins et des malades (102). On ne réunit pas les médecins dans une même classe, si l'on suit le principe de l'équivalence structurale, parce que des liens particuliers les unissent, mais parce que chaque médecin a le même type de relation que ses confrères avec ses malades. Différentes mesures de ce concept moins intuitif que la cohésion sont proposées.

Avec le cinquième chapitre commence l'interrogation sur les effets sociologiques des réseaux. Les auteurs proposent la notion de «capital social» de l'individu. Selon la taille de son réseau, les caractéristiques de celui-ci, et la position qu'il y occupe, l'individu sera plus ou moins avantagé, par exemple sur le marché de l'emploi. Deux notions nouvelles sont présentées (elles seront abondamment reprises dans la suite de l'ouvrage): celle de «lien fort ou faible» (empruntée à Granovetter) et celle de «trou structural». Le lien fort est défini comme un lien de longue durée, à forte intensité émotionnelle, impliquant une intimité, des services rendus et de multiples fonctionnalités. On pensera, bien entendu, aux relations familiales ou aux relations d'amitié. Les auteurs remarquent que si un individu A est lié fortement à un individu B et que B est lié fortement à C, la probabilité est grande pour que A et C soient également liés fortement. Cette transitivité des liens forts garantit la cohésion interne des groupes (ou cliques) mais ne permet pas de relier les groupes entre eux. Les liens faibles, au contraire, permettent à l'information de passer de groupes à groupes.

Les auteurs insistent sur l'utilité des liens faibles. Par exemple, les individus utiliseraient essentiellement des liens faibles pour la recherche d'un emploi. Au niveau macrosociologique, on y reviendra, les liens faibles garantissent, dans les sociétés différenciées, l'intégration sociale.

Le trou structural est défini comme l'absence de relations entre des contacts non redondants. Si l'individu A entretient des relations à la fois avec B et C mais que ceux-ci n'ont pas de relation, l'individu A profite d'un trou structural entre B et C. En effet, B et C n'ont pas d'autres alternatives pour s'atteindre que de passer par A. A, tout au contraire, est dans une position privilégiée parce qu'il peut atteindre B et C sans intermédiaire. Les auteurs reprennent la célèbre figure du *tertius gaudens* de Simmel et indiquent que la force d'un individu dans un système de relations tient entre autre chose à la non-redondance des liens entre autrui.

Le chapitre VI approfondit l'interrogation sur les effets de la position de l'individu dans le réseau en abordant la question du pouvoir. Le pouvoir que détient l'individu dépend de sa centralité dans le réseau et des trous structuraux. Plusieurs mesures de la centralité sont proposées. La centralité, avec la cohésion et l'équivalence, est un des concepts importants de l'analyse de réseau.

Si les chapitres V et VI concernaient avant tout les conséquences pour l'individu de sa place spécifique dans un réseau, le chapitre VII inaugure une perspective plus macrosociologique. Intitulé «Dynamiques», le chapitre cherche à montrer comment l'analyse de réseau permet de comprendre des processus. Souvent confondue, à tort, avec l'analyse de la synchronie (les structures évoluent peu), la perspective des réseaux permet en effet de mieux saisir l'innovation et le changement social. Les auteurs reprennent la courbe en «S» bien connue des sociologues et montrent qu'elle peut être expliquée par les caractéristiques des réseaux considérés.

Degenne et Forsé soulignent la difficulté qu'il y a à construire des données de réseau susceptibles de permettre une analyse dynamique, mais également l'absolue nécessité de passer par là. D'autres dynamiques sont ensuite abordées, telles la dynamique des affinités et celle des opinions.

Dans le huitième et dernier chapitre, Degenne et Forsé reprennent la distinction classique entre sociétés mécanique et organique en montrant ce que l'analyse en terme de réseau peut en faire. La perspective est originale et fait subir une cure de rajeunissement à la typologie. Alors que la société mécanique est caractérisée par la présence de segments fortement cohésifs (intégration locale forte) mais peu reliés entre eux (intégration globale faible), la société organique, beaucoup plus hétérogène de par le nombre important de groupes différents qui la constituent, se définit par un entrecroisement des groupes (on retrouve, là encore, Simmel). Le lien social est d'un ordre différent : dans le premier cas, la norme est d'une absolue nécessité pour la survie du système social; elle permet d'apaiser ou de contrôler les conflits entre des groupes sociaux aux objectifs irréconciliables. C'est la contrainte qui garantit l'ordre. Au contraire, dans le second cas, les liens faibles, produits par l'entrecroisement des groupes, rend la contrainte moins utile et permet un nouveau type d'intégration.

Ce dernier exemple rend bien la richesse de l'ouvrage, qui est plus qu'un manuel. Loin d'en rester à la présentation des aspects techniques et des concepts de base, l'ouvrage introduit un grand nombre de recherches contemporaines de qualité, tant anglo-saxonnes que francophones, que les auteurs ont cherché à intégrer dans leur «interactionnisme structural»: l'action de l'individu n'est considérée ni comme le produit de normes intériorisées, ni comme conséquente à une rationalité de nature

purement individuelle. Les auteurs rappellent, en reprenant Simmel contre Weber (p. 12), que les actions humaines ne se comprennent que par les interrelations qui lient les individus et l'influence réciproque que ceux-ci ont les uns sur les autres : «on ne peut attribuer une signification à une relation sans prendre en compte sa place dans le système relationnel global dans lequel elle s'insère, ce système étant une totalité» (p. 69).

En défaveur du livre, on citera sa structuration, dont la logique est parfois un peu difficile à saisir. Ainsi, par exemple, le chapitre III, portant sur le langage des graphes, semble être déconnecté des autres chapitres. On regrettera également la présentation parfois trop succincte des exemples, qui doivent être déjà connus si l'on veut pleinement apprécier la perspective des auteurs. Malgré cela, l'ouvrage de Degenne et Forsé enthousiasmera ceux que la perspective d'une sociologie «relationnelle» stimule ou qui désirent être introduits plus avant à la sociologie des réseaux.

Eric Widmer
Département de Sociologie,
Université de Genève

Heinz Lampert, *Lehrbuch der Sozialpolitik*, 3. überarbeitete Auflage, Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg 1994

Lamperts „Lehrbuch der Sozialpolitik“ ist ein hilfreiches Werk für alle Lehrenden und fortgeschrittenen Studierenden, die in systematischer, historischer und/oder international vergleichender Hinsicht am aktuellen Bild der bundesrepublikanischen Sozialpolitik interessiert sind. Zahlreiche Schaubilder, Tabellen und Übersichten weisen auch dem mit der Thematik vertrauten, eiligen Leser den Weg durch die

Fülle an einschlägigen Materialien und Analysen, die Lampert in seinem Buch zusammengetragen hat.

Lamperts „Lehrbuch der Sozialpolitik“ umfaßt 442 Seiten, die sowohl eine umfassende als auch vollständige Behandlung der Sozialpolitik beinhalten. Nach einer Einführung in die wissenschaftstheoretischen Probleme der Forschungen über Sozialpolitik und der Positionierung des eigenen Ansatzes handelt Lampert im ersten Teil die „Geschichte der deutschen staatlichen Sozialpolitik“ (S. 17–114) ab. Im Anschluß daran nimmt Lampert als Einführung in die aktuelle Sozialpolitik eine theoretische Grundlegung, die sich an den Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen, den wichtigsten Ergebnissen und den Legitimationsbedingungen staatlicher Sozialpolitik orientiert. Im dritten Teil des Buches widmet sich Lampert dem aktuellen Stand der bundesdeutschen Sozialpolitik, die er anhand einer ausführlichen Darstellung aller Bereiche sozialpolitischen Handelns aufzeigt (S. 155–398). Diese Darstellung rundet der Autor im vierten Teil ab, indem er dem Leser einen Überblick über Ziele, Prinzipien und Träger der Sozialpolitik verschafft und eine Bilanz ihrer Ergebnisse zieht. Hierbei greift Lampert auf seine theoretischen Ausführungen zurück, die er insbesondere im Zusammenhang mit Diagnosen über Defizite, Fehlentwicklungen und ungelöste Aufgaben sowie für seine Ausführungen über mögliche Reformen heranzieht.

Aus dieser knappen inhaltlichen Skizze wird schon ersichtlich, daß neben den historischen Aspekten die „Systematische Darstellung der Bereiche sozialpolitischen Handelns“ (S. 155–398) den größten Teil des Lehrbuchs ausmacht. Hierbei bezieht sich Lampert auf alle sozialpolitischen Bereiche: angefangen bei dem Arbeitnehmerschutz, der Arbeitsmarktpolitik, der Mitbestimmung der Arbeitnehmer über das System der Sozialen Sicherung, der Sozialhilfe weiter zur Wohnungspolitik, der Familienpolitik, Altenhilfe und Jugend-

hilfe hin zur mittelstandsorientierten Sozialpolitik und zur Vermögenspolitik, bis zu einem Exkurs über die Sozialpolitik der Europäischen Union am Schluß.

Anhand eines Leitfadens, der die sozialpolitischen Bereiche nach Zielen, Instrumenten, Trägern, Wirkungen und aktuellen Problemen systematisiert, werden für den Leser nicht nur Informationen bezüglich aktueller Problemlagen, sondern auch hinsichtlich der Darstellung neuer Gesetze und der Auseinandersetzung mit deren Folgen und Problemen bereitgestellt. Als Beispiel sei in diesem Zusammenhang die Abhandlung über die Diskussion und die Ausgestaltung der zum 1.1.95 in Kraft getretenen Pflegeversicherung genannt. Die Aktualität des Buches findet sich auch in den diversen Tabellen und Schaubildern wieder. In diesen berücksichtigt Lampert die aktuellen Daten der Jahre 1989 bis 1992/93 (zum Teil für 1994), die sich auch auf die Zahlen für die verschiedenen sozialpolitischen Bereiche der neuen Bundesländer beziehen. Die sozialpolitische Problematik der Vereinigung Deutschlands findet in der historischen Darstellung ihren angemessenen Ort. Hier setzt sich Lampert nicht nur mit der Sozialpolitik der DDR auseinander, sondern bearbeitet eingehend auch den „sozialpolitischen Handlungsbedarf nach der Vereinigung“ und die „Sozialpolitischen Probleme der Systemtransformation in den Neuen Bundesländern“ (S. 99–114). In all seinen Ausführungen bleibt Lampert immer verständlich, stellt seine Aussagen in den Kontext der vorweg explizierten theoretischen Bezüge und enthält sich bei Bedarf auch nicht der Kritik. Den Maßstab für seine Kritik bilden vor allem die sozialpolitischen Zielsetzungen.

Nach der Lektüre dieses Lehrbuchs hat der Leser den Eindruck, über alle relevanten Bereiche, Aspekte und Probleme bundesdeutscher Sozialpolitik sowohl historisch als auch aktuell auf dem laufenden zu sein. Dieses mit dem auch prak-

tisch realisierten Anspruch der Vollständigkeit geschriebene Lehrbuch liefert insofern für den Lehrenden als auch für den Lernenden wertvolle Materialien.

Es ist jedoch nicht als einführende Lektüre für Studienanfänger geeignet, da Studierende ohne Vorkenntnisse in der Sozialpolitik mit der Materialfülle „erschlagen“ würden. Daher eignet sich die Darstellung für Studierende im Hinblick auf eine themenzentrierte, lehrveranstaltungsbegleitende Lektüre eines Kurses oder für die Vorbereitung der Abschlußprüfung. Lehrenden bietet dieses Buch genügend Material für die Konzipierung und Gestaltung eigener Kurse zur Sozialpolitik. Als Einstieg eignen sich hierzu vor allem die Zusammenfassungen im theoretischen Teil und im Schlußkapitel. Darüber hinaus gibt das Lehrbuch genügend Ansatzpunkte, um Vergleiche in einzelnen sozialpolitischen Feldern vornehmen zu können. Als besonders hilfreich stellt sich hier die systematisierende Darstellung der einzelnen Bereiche sozialpolitischen Handelns im dritten Teil dar. Neben einer umfangreichen Literaturliste finden sich am Ende der Kapitel des dritten Teils Hinweise zur thematisch weiterführenden Literatur, die auch die regelmäßig erscheinenden Publikationen berücksichtigen. Insofern hält das Lehrbuch die wichtigsten Informationen über und zur bundesdeutschen Sozialpolitik bereit, bietet für einzelne Bereiche gute Übersichts-darstellungen, die auch selektiv bearbeitet oder als Lektüre den Studenten empfohlen werden können.

Insgesamt betrachtet, gibt Heinz Lampert mit seinem „Lehrbuch der Sozialpolitik“ allen an der bundesdeutschen Sozialpolitik Interessierten ein gutes Buch an die Hand, das flexibel in der Lehre und als Informationsgrundlage für Experten verwendbar ist. Es dürfte darüber hinaus auch für Praktiker interessant sein, die sich nicht durch die mit Informationen „gespickten“ 442 Seiten abschrecken lassen, sondern je nach ihrem Informationsbedarf

den leicht lesbaren und verständlichen Ausführungen folgen wollen.

Angela Behring, D-96052 Bamberg

V. Yzerbit & O. Corneille (Eds), *La persuasion*, Neuchâtel/Paris : Delachaux & Niestlé, Collection Textes de base en sciences sociales, 1994, 294 pages, 25 FS.

Dans une société démocratique, la persuasion est certainement la condition nécessaire pour acquérir et détenir du pouvoir sur autrui. Il n'est donc guère étonnant que les librairies regorgent de manuels en tout genre qui vous invitent à user de différentes recettes pour convaincre d'honorables citoyens à adhérer à un programme politique, à changer de produits de nettoyage ou plus simplement à accepter un rendez-vous romantique. Il est souvent plus facile de donner une recette, même excellente, que de savoir pourquoi elle donne de bons ou de piètres résultats. L'énorme littérature scientifique consacrée à la persuasion semble en tout cas le démontrer dans ce domaine particulier.

Ici, Yzerbit et Corneille offrent onze textes sélectionnés parmi l'extraordinaire production d'études effectuées en psychologie sociale. Autant dire qu'il s'agissait d'une entreprise délicate que les auteurs ont très bien menée. L'une des grandes qualités de l'ouvrage réside dans l'introduction. Les auteurs commencent par circonscrire les familles de recherches sur le *changement d'attitude* dans lesquelles ils ont puisé leurs documents. Il s'agit grosso-modo des études consacrées aux situations dans lesquelles une cible, le plus souvent individuelle, est exposée à des informations contre-attitudinales, est activée émotionnellement ou est amenée à tenir un comportement inhabituel. L'ampleur du sujet a amené les auteurs à volontairement écarter le registre de

l'influence sociale auquel il serait souhaitable de consacrer un prochain ouvrage de ce type. La deuxième partie de l'introduction est centrée sur la notion d'attitude. Même si la plupart des manuels de sciences sociales comportent souvent une longue définition de cette notion, la clarification des auteurs s'avère ici très utile pour l'exposition des différentes approches du changement d'attitude. Ainsi on peut aisément situer les théories selon l'importance qu'elles accordent aux «trois sources de stimuli – cognitifs (les informations que je collecte), affectifs (les sentiments que j'éprouve) et comportementaux (les actes que je pose).» (p. 14) – qui fondent les attitudes. L'exposé des courants théoriques dominants permet de repérer la place et la pertinence des textes retenus et fournit au lecteur un nombre appréciable de références bibliographiques.

En filigrane des textes, on retrouve les phases épistémologiques qui scandent l'évolution de la psychologie sociale. Les deux premiers rappellent la puissance du behaviorisme dans les années cinquante. C'est en quelque sorte l'occasion de redécouvrir que les travaux sur le conditionnement classique – dont l'étude de Staats et Staats (1958) rapportée dans l'ouvrage est une illustration exemplaire – sont plus riches que les présentations caricaturales que l'on en fait parfois. Il en est ainsi de la fameuse recherche de Hovland publiée en 1951 sur l'effet de la crédibilité de la source dont les résultats, faut-il le rappeler, montrent que l'efficacité immédiate de cette crédibilité s'estompe avec le temps.

Dans les années soixante, la théorie de la dissonance cognitive marque un tournant important en stimulant des recherches originales et déconcertantes qui vont déstabiliser les tenants du renforcement. La célèbre étude de Festinger et Carlsmith (1959) en constitue l'une des bases et ouvrira un débat nourri sur les explications psychologiques de la per-

suasion consécutive à la tenue d'un plaidoyer en faveur d'une position contraire à ce que l'on pense. Change-t-on d'idées parce que le plaidoyer produit dans certaines circonstances un état émotionnel qui pousse à le rationaliser, comme le soutiennent les partisans de la théorie de la dissonance ? Ou ne fait-on qu'inférer nos attitudes du discours que l'on vient de tenir comme le défendra Bem (1967) ? Outre ces références fondamentales, Yzerbit et Corneille nous proposent un texte de Fazio, Zanna et Cooper qui, en 1972, exposait une possible intégration entre les deux perspectives. Cet ensemble de travaux est heureusement complété par deux études sur les moyens d'amener les gens à dire ou faire des choses qu'ils refuseraient habituellement, un plaidoyer contraire à leurs idées par exemple. Comme le montrait Freedman et Fraser (1965), une possibilité est celle du *pied-dans-la-porte* : commencer par quémander une petite chose avant de formuler une requête coûteuse ! Selon Cialdini et Ascani (1976), une autre solution est celle de la *porte-au-nez* : débiter par une demande manifestement exagérée avant de formuler votre requête coûteuse !

Les derniers textes entrent dans le cadre cognitiviste plus récent focalisé sur les processus de traitement des informations. Il s'agit de mettre en évidence les facteurs cognitifs et affectifs qui stimulent ou entravent le décodage des messages auxquels les sujets sont exposés et l'argumentation qu'ils génèrent pour les contrer ou les accepter. Par exemple, Chaiken (1980) montre que souvent les individus évitent de considérer longuement les messages qu'ils reçoivent et se contentent de traitement heuristique de l'information. Ils appliquent des règles simples pour prendre position. Cette forme de réaction entraînerait une plus forte perméabilité au changement d'attitude qu'un traitement argumenté et motivé de la communication. Petty, Wells et Brock (1976) se sont intéressés aux situations

dans lesquelles la distraction augmente ou réduit la persuasion, Kunst-Wilson et Zajonc (1980) se sont penchés sur l'efficacité de la présentation subliminale. Enfin, le dernier texte de De Bono et Telesca (1990) fait en quelque sorte écho à l'étude de Hovland en revenant sur l'impact des caractéristiques de l'émetteur sur le traitement du message par la source.

Ce rapide tour d'horizon suffit pour souligner non seulement l'intérêt des textes sélectionnés mais également le fait qu'ils constituent des références de base indispensables dans l'étude de la persuasion en psychologie sociale. Bien entendu, on pourra trouver que les auteurs ont négligé certains courants de recherche comme ceux traitant, par exemple, de l'impact du contexte et des appartenances sociales. De même, quelques sociologues seront peut-être irrités de l'absence de références propres à leur discipline. Toutefois, cet ensemble de textes me semble éclairer des processus psychosociologiques sans lesquels on ne saurait comprendre des phénomènes de diffusion, d'innovation ou de changement social généralement plus familiers des sociologues.

Alain Clémence

Faculté de Psychologie et des Sciences
de l'Education, Université de Genève

Bettina Heintz, *Die Herrschaft der Regel. Zur Grundlagengeschichte des Computers*, Campus, Frankfurt am Main/New York, 1993, 331 S.

Geschichten über die Entwicklung des Computers gibt es viele. Doch hier geht es um mehr: um die *Grundlagengeschichte* des Computers. Wir bleiben von den gängigen Klischees verschont, werden nicht in die Hochsicherheitslabors finsterer Kriegstechnologen oder in die heimeligen Buden begeisterter PC-Tüftler geführt. Denn nicht die konkreten Apparate und

ihre technischen Entstehungskontexte stehen im Blickfeld, sondern die gesellschaftlichen und kulturellen Voraussetzungen jener Denkweisen, die die Konstruktion von Computern erst möglich machten. *Ziel der Arbeit* ist es, „den Zusammenhang zwischen Rationalisierung, Mathematik und Mechanisierung“ aufzuzeigen und damit „die Grundlagen für die Entwicklung einer Soziologie des Computers, oder besser: einer Soziologie der Computerisierung“ bereitzustellen (S. 10).

Die Komplexität dieser Fragestellung erfordert eine vielschichtige, disziplinenüberschreitende Analyse, die Bettina Heintz in folgenden Schritten angeht: *Teil 1* befaßt sich mit „symbolischen Maschinen“, nämlich mit Turings Maschinenmodell und dessen innermathematischen Voraussetzungen; *Teil 2* analysiert die Beziehung zwischen Mathematik und Gesellschaft; *Teil 3* schließlich handelt von den „realen Maschinen“ und deren Folgen. In jedem Teil gelingt der Schweizer Soziologin eine eigenständige Leistung: In Teil 1 eine Rekonstruktion der mathematischen Grundlagen des Computers, in Teil 2 die Entwicklung eines wissenssoziologischen Zugangs zur Mathematik und in Teil 3, im Anschluß an eine soziologische Analyse des Erfindungsprozesses, zwei Lösungsvorschläge für grundlagentheoretische Kernprobleme der Techniksoziologie, welche die Debatten der letzten 10 Jahre prägten: die Entflechtung von Algorithmus und gerätetechnischer Apparatur und die Abgrenzung von Mensch und Maschine. Das Buch ist geschickt aufgebaut, gründlich recherchiert und spannend geschrieben. Es zeugt in Stil und Argumentation von der außergewöhnlichen – und für eine Dissertation untypischen – Souveränität der Forscherin.

So eigenständig die einzelnen Teile sind – die Kapitel haben fast durchwegs Aufsatzqualität –, den Kristallisationspunkt der Gedankenführung bildet die *Turingmaschine*. Alan M. Turing hat 1936 den Computer theoretisch erfunden, auf

dem Papier. Die Turingmaschine verweist nicht nur auf die spezifische innermathematischen Debatte, innerhalb derer sie entstanden ist, an ihr läßt sich auch der Zusammenhang der Mathematik mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen plausibilisieren. Überdies nimmt sie Überlegungen vorweg, die später für die Deutung der realen (physischen) Computer relevant wurden und heute auch für die Techniksoziologie fruchtbar gemacht werden können. Die Autorin fragt also nicht nur nach den sozialen Voraussetzungen von Mathematik und Computer(isierung), sondern auch danach, was die Soziologie von der Mathematik (und Informatik) lernen kann.

Vor diesem Hintergrund erscheint der für ein soziologisches Buch etwas ungewöhnliche Einstieg – die ersten 100 Seiten sind dem mathematischen Diskurs gewidmet – in einem anderen Licht. Sowohl Turings Arbeit als auch die heutigen Computer lassen sich nur auf der Basis des mathematischen Formalismus verstehen. Unter dem Titel „Zeichensprache versus Intuition“ zeichnet die Autorin im ersten Kapitel nach, wie die *formalistische Auffassung der Mathematik* sich entwickelt und schließlich durchgesetzt hat. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts standen sich in einer mathematischen Grundlagendebatte „Intuitionisten“ und „Formalisten“ gegenüber. Während die „Intuitionisten“ aus dem mathematischen Fundus alles ausschließen wollten, was sich nicht aus der lebensweltlichen Anschauung, aus der „Urerfahrung der zeitlichen Ereignisabfolge“ (S. 35) herleiten läßt, traten die Formalisten für ein Operieren mit sinnentleerten Symbolen im Rahmen einer rein hypothetischen Axiomatik ein. In diesem Streit, der in den 20er Jahren seinen Höhepunkt fand, setzte sich schließlich die formalistische Schule um den Göttinger Mathematiker David Hilbert durch. Die „moderne“ Mathematik zeichnet sich seither, wie die Moderne in Kunst, Musik und Literatur, durch den *Verzicht auf Reprä-*

sentation aus: die Zeichen haben sich verselbständigt.

Der englische Mathematiker Alan M. Turing setzte dieses Programm fort, indem er sich um eine mathematisch präzise Definition des Algorithmusbegriffs bemühte. Anhand der Frage: „Was tut ein Mensch, der einer Vorschrift folgt?“ – Antwort: Er geht mechanisch vor, Schritt für Schritt, wie eine Maschine – erkennt er, daß *Formalisierung und Mechanisierung bedeutungsäquivalente Prozesse* sind. Indem er den Vorgang der Symbolmanipulation in Elementaroperationen zerlegt – Einlesen von Zeichen, Löschen, Beschriften, Bewegung nach rechts, Bewegung nach links – konstruiert er die „Turingmaschine“ und zeigt, „daß jedes Handeln, das einer klaren Vorschrift folgt, auch von einer Maschine ausgeführt, d. h. mechanisiert werden kann“ (9).

Dem soziologischen Blick fällt nun die Parallele auf, die sich zwischen der Entwicklung und Durchsetzung des mathematischen Formalismus einerseits und dem allgemeinen Rationalisierungstrend in der damaligen Gesellschaft andererseits erkennen läßt. In Teil 2 setzt die Autorin daher zu einer *wissenssoziologischen Analyse der Beziehung von Mathematik und Gesellschaft* an. Um ihren Ansatz und ihren Erkenntnisanspruch zu verorten, präsentiert sie zunächst einen gut geratenen Überblick über die Entwicklung der Wissenssoziologie. Karl Mannheim, dessen These der „Seinsgebundenheit“ des Denkens dem Vorwurf eines erkenntnistheoretischen Relativismus ausgesetzt war, versuchte sich dadurch zu wehren, „daß er den beiden gesellschaftlich anerkanntesten (und sakrosanktesten) Wissensformen – der Naturwissenschaft und der Mathematik – einen epistemologischen Sonderstatus zuwies und sie aus seinem wissenssoziologischen Programm ausschloß“ (117). Damit hat er den Grundstein gelegt für die *jahrzehntelange Trennung von Wissenssoziologie und Wissenschaftssoziologie*. Obwohl Karl Popper, Ludwig

Fleck und andere schon in den 30er Jahren nachgewiesen haben, daß die Theorien durch die Beobachtungsdaten nicht eindeutig bestimmt sind und Beobachtungen nie voraussetzungsfrei, sondern theoriegeladen sind, haben die Naturwissenschaften erst in der anti-positivistischen Wende der 60er Jahre ihren epistemologischen Sonderstatus verloren. Seither werden auch die Naturwissenschaften wissenssoziologisch untersucht – sei es mittels des Interessenmodells, des Diskursmodells oder des konstruktivistischen Laborstudien-Ansatzes; nun ist für Bettina Heintz die Zeit reif, auch die *Mathematik als soziale Konstruktion* zu betrachten.

Erste Schritte in diese Richtung unternimmt sie mit den zwei folgenden „Fallstudien“. In der ersten versucht sie die formalistische Auffassung der Mathematik aus der Epoche heraus zu verstehen. Die „*Herrschaft der Regel*“ ist nicht nur Kennzeichen der Turingmaschine, sondern auch weitere Bereiche des damaligen gesellschaftlichen Lebens. 1911 hat Frederick W. Taylor mit seiner „Wissenschaftlichen Betriebsführung“ gezeigt, wie die Produktivität gesteigert werden kann, wenn sämtliche Bewegungsabläufe in elementare Operationen zerlegt und mechanisiert werden, und Henry Ford hat diese Ideen in Form des Fließbands als gesamtorganisatorischen Zusammenhang in die Praxis umgesetzt. Auch in den (staatlichen) Bürokratien setzte sich die entpersönlichte, formale Rationalität, das regelgebundene Verhalten von Amtsträgern, immer mehr durch, und selbst die Revuegirls auf den Bühnen brachten, wie das Beispiel der amerikanischen Tiller-Girls zeigt, die Idee rationaler Disziplinierung technisch bis zur Perfektion. „Differenzierung“ und „Rationalisierung“ waren denn auch die Hauptbegriffe, mit denen die soziologischen Klassiker – Max Weber, Georg Simmel und Ferdinand Tönnies – den Wandel zur modernen Gesellschaft zu beschreiben versuchten. Nach Heintz „spricht einiges für die Vermutung, daß die mit dem Ratio-

nalisierungsprozeß verbundene Grundidee – die Idee der Zerlegbarkeit, der Regelmäßigkeit und die Tendenz zur Abstraktion – ein verbindendes und gemeinsames kulturelles Konzept war, das das Denken dieser Zeit prägte“ (166). Dies erklärt auch die in der Wissenschaftsgeschichte öfters beobachtbare Tatsache, daß dieselbe Erkenntnis, Erfindung oder Entdeckung manchmal gleichzeitig an unterschiedlichen Orten gemacht wird. So hat der Amerikaner Emil Post zur gleichen Zeit und unabhängig von Turing bis ins kleinste Detail genau dasselbe Modell konstruiert: Turing am Vorbild des regelbefolgenden Menschen, Post am Beispiel des Fließbandarbeiters.

So auffallend parallel die aufgezeigten Entwicklungen sind, so zurückhaltend bleibt die Autorin hier mit Kausalitätskonstruktionen: Sie möchte mit ihren „zugegebenermaßen nur verzettelte(n) Hinweise(n)“ (173) die „zugegebenermaßen spekulative“ (155) These „plausibilisieren“ (173), daß Turings Überlegungen nicht allein mathematikintern zu erklären sind – ohne dabei die Existenz einer innermathematischen Eigenlogik zu negieren. Während sie im Kontext konkreter Analysen vorsichtig von „Parallelen“ spricht, kippt die Diagnose auf der letzten Seite des Buchs – und analog in der Einleitung dazu – überraschenderweise zur viel prägnanteren Aussage, der historische Wandlungsprozeß, der menschliches Verhalten zunehmend „mechanisch“ werden ließ, hätte „den Computer überhaupt erst denkbar gemacht“ (299, 10). Diese Fassung der These ist jedoch kaum aufrechtzuerhalten, gerät sie doch sogleich in den Zirkel, erklären zu müssen, wieso denn die Mechanisierung menschlichen Handelns denkbar war, bevor sie in der Praxis existierte. Als ein Ausweg, nicht nur von „Parallelen“ zu sprechen, aber auch nicht eine einseitige Kausalitätsbeziehung zu unterstellen, hätte sich hier Webers Konzept der „Wahlverwandtschaft“ angeboten; mit diesem würden die aufgezeigten Trends

in ihrer reziproken Beeinflussung theoretisch verknüpft.

Angelpunkt der Verknüpfung solcher Trends bildet in jedem Fall der Handelnde, hier der handelnde Mathematiker, der sich nicht nur an fachspezifischen, sondern stets auch an alltagstheoretischen Wissensbeständen und damit an zeit-spezifischen Deutungsmustern orientiert. Wenn sich Turing am regelbefolgenden Menschen und Post am Fließbandarbeiter orientiert haben, müßte man eigentlich zum Schluß kommen, daß selbst Mathematiker der formalistischen Schule zumindest in ihrer Praxis „Intuitionisten“ sind – eine Folgerung, die Heintz nicht explizit zieht, wenn sie auch Theorie und Praxis der Mathematik sorgsam auseinanderhält (17). Anhand der Orientierungskrisen, die gesellschaftliche Krisen beim Individuum auslösen, postuliert sie in ihrer zweiten „Fallstudie“ einen engen Zusammenhang zwischen der mathematischen Grundlagenkrise und der sozialen Krise dieser Zeit. In den frühen 20er Jahren herrschte ein Konflikt zwischen Moderne und Gegenmoderne, der sich nicht nur in sozial-theoretischen Publikationen, sondern auch in den mathematischen Schriften ausdrückte: Die anti-modernistische Strömung fand im Intuitionismus, die modernistische im Formalismus ihren mathematischen Ausdruck. So erfreute sich der Intuitionismus in der sozialen Krise eines starken Zulaufs, während parallel zur sozialen und politischen Stabilisierung auch die Mathematiker ihr Vertrauen in die mathematischen Grundlagen zurückgewannen. Heintz zeigt, wie sich der Hilbertsche Formalismus gesellschaftlich durchsetzte, ohne daß er seine Überlegenheit auch praktisch bewiesen hätte.

Der *context of discovery* wird in Teil 3 auch auf der Ebene der realen Maschinen verfolgt. Die technische Entwicklung, die gewöhnlich als gradliniger Fort-Schritt dargestellt wird, ist in Wirklichkeit ein selektiver und diskontinuierlicher Prozeß. Angesichts der Vielzahl erfundener Ma-

schinenvarianten geht Heintz der Frage nach, warum sich schließlich die Von-Neumann-Architektur durchgesetzt hat. Auch hier, so die These, reicht das „vernünftige Argument“ allein nicht aus, um dies zu erklären: „Vielmehr spielen wissenschaftliche Reputation, Zugang zu Information, Geschlechtszugehörigkeit, Publikationspolitik, kommunikative Techniken – und nicht zuletzt die Möglichkeit, am wissenschaftlichen „Forum“ überhaupt teilzunehmen – eine nicht unerhebliche Rolle für den Verlauf, den die Auseinandersetzung nimmt.“ (225) Dies macht die Autorin primär anhand anderer wissenschaftssoziologischen Untersuchungen plausibel; die eigenen empirischen Belege reichen dazu nicht aus. Dabei bleibt insbesondere die Frage offen, welches nun die eigentlichen Gründe waren, weshalb die erwähnte „conception française“ nicht zu einer technischen Alternative zum amerikanischen Modell heranreifte. Deutlich wird aber, daß auch Technikgeschichte eine soziale Konstruktion ist: So galt der Computer jahrzehntelang als amerikanische Erfindung, und europäische Entwicklungen wurden nicht zur Kenntnis genommen (wie etwa der Deutsche Konrad Zuse, der den ersten programmgesteuerten Digitalcomputer und die erste Programmiersprache entwickelt hatte, bitter erleben mußte), und meist wurde die sich jeweils durchsetzende Maschinenvariante technikimmanent und technikdarwinistisch (als „survival of the fittest technology“ im Sinne eines quasi-natürlichen Vorgangs) erklärt, statt als *sozialer Selektionsprozeß*.

In den beiden abschließenden Kapiteln setzt sich Bettina Heintz mit zwei Grundfragen der Techniksoziologie auseinander. In einem Überblick über die wesentlichsten Ansätze stellt sie fest, daß die meisten von einer essentialistischen Bestimmung des Technischen ausgehen, statt wie Turing Algorithmus und geräte-technische Apparatur zu entflechten. Sie sieht im methodischen Prinzip des Funktionalismus, verschiedene Beschreibungs-

ebenen zu unterscheiden und eine nicht-reduktive Erklärungsstrategie zu verfolgen, die Lösung: „Das Entscheidende am Technischen ist dann nicht die Maschinerie, sondern das Algorithmische. „Maschinenmäßig“ ist in dieser Sicht alles, was nach einer klaren Vorschrift abläuft – unabhängig davon, wie es konkret implementiert ist“ (258). Gegenstand der Techniksoziologie sind *algorithmische Prozesse*, unabhängig davon, ob sie von Menschen oder von Maschinen ausgeführt werden.

Die Grundüberzeugung der Soziologie, daß sich menschliches Handeln aufgrund seiner sozialen und kontingenten Natur von maschinellen Operationen (oder tierischem Verhalten) grundlegend unterscheidet, wird damit nicht erschüttert. Erstens sind Menschen, wenn sie Regeln befolgen, nicht in diesen gefangen – im Gegensatz zu Maschinen. Zweitens ist der Großteil menschlicher Handlungen nicht regel-, sondern interpretationsgeleitet, und läßt sich daher – wie Turing gezeigt hat – auch nicht mechanisieren bzw. computerisieren. Die zentralen Theoretiker der Künstlichen Intelligenz (KI) operieren mit einem inadäquaten Handlungsmodell, indem sie die Kontextabhängigkeit und Situativität menschlichen Handelns ignorieren; die KI hat nur dort Erfolg, wo menschliches Handeln angebbaren Regeln folgt. Heintz grenzt sich aber auch gegenüber jenen Kollegen ab, die versuchen, den Computer soziologisch einzugemeinden, indem sie die Mensch-Computer-Interaktion als soziales Handeln betrachten. Pointiert kehrt sie die Fragestellung um: Eine „Soziologie des Computers“ sollte nicht an der Menschenähnlichkeit des Computers ansetzen, sondern an der Maschinenhaftigkeit des menschlichen Handelns und an den sozialen Voraussetzungen derselben.

Damit endet eine Reise, auf der wir zentrale Gebiete der Mathematik, der Wissenssoziologie, der Techniksoziologie sowie der Wissenschafts- und Technik-

geschichte durchschritten und in jeder Etappe viel gelernt haben. Das Ende dieser Reise wirkt nun etwas abrupt. Die Argumentationslinien gipfeln in keiner abschließenden Synopsis. Angesichts der weitläufigen und zugleich tiefeschürfenden Argumentation wäre eine solche sicherlich schwierig zu leisten gewesen und war nach dem informativen Überblick am Anfang des Buchs und der einzelnen Teile vielleicht auch nicht nötig. Abrupt mutet das Ende vor allem deshalb an, weil es die Autorin in außerordentlichem Maße versteht, ihre Leser(innen) gefangenzunehmen, sie mit ihrer spürbaren Leidenschaft fürs Thema anzustecken und zu fesseln. Das Buch ist völlig unprätentiös geschrieben, frei von unnötigem Jargon und bar jeglicher falscher Gelehrsamkeit. Die Argumentation ist stets von klaren, einfach verständlichen Fragestellungen geleitet, und die Autorin hat sichtlich ein authentisches Interesse, den jeweils angepackten Problemzusammenhang zu erhellen und aufzuklären, ihn sowohl für sich als auch für andere durchschaubar zu machen. Verzeihlich sind denn auch die verschiedenen Wiederholungen nicht nur derselben Argumente, sondern exakt derselben Sätze, denn sie haben durchwegs didaktische Funktion: zusammenzufassen oder frühere Gedankengänge wiederaufzunehmen.

Bettina Heintz ist ein Werk gelungen, das Aufsehen weit über die Grenzen der Fachwelt verdient: Indem sie Wissenschafts- und Technikgeschichte als Sozialgeschichte interpretiert, entwickelt sie als erste die Grundlagen zu einer „Soziologie der Mathematik“, leistet einen entscheidenden Beitrag zur „Soziologie des Computers (bzw. der Computerisierung)“ und stellt damit anschaulich unter Beweis, wie fruchtbar wissenssoziologische Fragestellungen sind. Gleichzeitig demonstriert sie, wie verständlich auch anspruchsvolle theoretische Erörterungen ausformuliert werden können; das Buch ist daher nebst seinem Inhalt auch in seiner Form geeignet, erfolgreich die Brücke zu den Ver-

tretern anderer Disziplinen (Mathematik, Informatik, Natur- und Ingenieurwissenschaften) zu schlagen und die Soziologie einem breiteren Publikum nahezubringen.

Thomas Samuel Eberle, Soziologisches Seminar, Hochschule St. Gallen

Monique Eckmann-Saillant, Claudio Bolzman, Gérard de Rham, *Jeunes sans qualifications. Trajectoires, situations et stratégies*, Genève, Les Editions IES, 1994

A une époque où l'on revendique l'accès à une formation pour tous, il paraît intolérable de constater que certains jeunes ne sont pas qualifiés (En 1990, 13% en Suisse).

L'ouvrage traite des jeunes ayant quitté le système de formation sans avoir obtenu de diplôme ou de qualification professionnelle. Les auteurs visent à mettre en évidence le processus de sortie de formation ainsi que les stratégies d'adaptation de ces jeunes. Ils cherchent à répondre à une préoccupation sociale, car «ces jeunes ayant quitté la formation avant de l'avoir terminée sont précisément ceux qui sont les plus exposés à la précarisation» (p. 9). Autrement dit, ces jeunes sont dans une situation de «vulnérabilité sociétale», soit de risque d'exclusion. L'accent est donc mis sur les facteurs de précarisation. Par ce biais, l'ouvrage dénonce les structures qui rendent la situation de ces jeunes précaire et propose certaines mesures sociales adaptées à cette population.

L'analyse, qui représente la plus grande partie de l'ouvrage, prend appui sur une enquête de terrain. Cette dernière a été menée à Genève auprès de jeunes se trouvant en rupture de formation. Certains d'entre eux ont quitté le niveau secondaire de l'école obligatoire avant son terme, d'autres ont débuté un ou plusieurs ap-

prentissages mais ont abandonné sans obtenir de diplôme. Les entretiens ont été menés par des assistants sociaux ayant eu à s'occuper des jeunes concernés. La collaboration avec des assistants sociaux a, d'une part, permis d'atteindre une population difficile d'accès. En effet, les jeunes sans qualification ont perdu une bonne part de leur visibilité sociale en sortant du système de formation. Grâce aux assistants sociaux, il a été possible de repérer un certain nombre de ces jeunes. D'autre part, selon les auteurs, cette collaboration a permis de profiter de la position privilégiée des assistants sociaux : «(...) il nous a semblé à la fois important de les associer à cette recherche et utile de rassembler leurs observations et constats» (p. 50). Quatre-vingt deux jeunes ont ainsi été interviewés.

Le recours à des entretiens collectifs rapproche ce travail du courant de la recherche-action. Ces entretiens avaient pour objectif de révéler la présence et les modalités d'une identité collective et d'un discours collectif chez les jeunes sans qualification.

Arrêtons-nous à la problématique sociologique adoptée pour approcher cette population. Plusieurs observations constituent des contributions intéressantes à la «sociologie de la déviance». Tout au long de la recherche, les jeunes sont considérés comme des acteurs en situation de précarisation ou de «vulnérabilité sociétale». Les auteurs considèrent donc la sortie de formation comme un processus d'exclusion, et non comme une marque de déviance individuelle : «(...) il s'agit en fait d'une situation d'exclusion scolaire et sociale (...)» (p. 270). L'emprunt, à Bourdieu de l'approche structurelle, à Becker de l'approche interactionniste permet de prendre en compte des aspects macrosociaux autant que microsociaux et ainsi de mettre en évidence la complexité du processus. Dans cet esprit, la sortie de formation est définie comme «un processus

complexe dans lequel interviennent plusieurs facteurs explicatifs, à la fois structurels et situationnels» (p. 40).

Pourquoi parler de précarisation à propos de ces jeunes gens et jeunes filles ? Les arguments sont multiples, bien qu'on insiste notamment sur un facteur structurel, soit la nécessité actuelle d'obtenir un diplôme pour s'intégrer dans la vie professionnelle. Il est actuellement plus difficile de trouver du travail sans être qualifié qu'il y a 30 ou 40 ans. On constate l'importance cruciale de la formation pour l'individu en observant par exemple que 40% des chômeurs sont non-qualifiés. Aujourd'hui, on peut affirmer que les formations post-obligatoires sont devenues «socialement indispensables pour tous (...)» (p. 14). Le rôle de l'échec scolaire est maintes fois abordé. Il est compris comme un facteur de marginalisation et de disqualification sociales. On constate ainsi que tous les jeunes de l'enquête ont été confrontés à des échecs durant leur cursus scolaire.

A un niveau plus microsocial est proposé un éclairage intéressant et alarmant sur l'identité sociale des jeunes sortis de formation. Leur situation se caractérise par une identité sociale «vide», du fait de l'absence de statut, de lien social, de position sociale. En usant du terme «*no man's land*» ou espace non-identitaire, les auteurs mettent l'accent sur ce vide. C'est la perte de statut qui est à l'origine de ce *no man's land*, et qui a pour conséquence un affaiblissement du lien social. La double négation «ni jeune travailleur, ni chômeur» décrit bien la position de ces adolescents. Le regard des autres contribue de surcroît à disqualifier leur identité sociale. En effet, les interviewés sont nombreux à faire part du mépris qu'ils ressentent chez leurs camarades en formation. «Et surtout ils n'ont pas de modèle d'identification pour leur passage à la vie adulte, puisque les non-diplômés dans notre société sont désormais considérés comme 'hors-normes'» (p. 271). En bref,

on a affaire à une identité stigmatisante qui représente à elle seule un risque de précarisation.

Le recours aux catégories de Merton fait apparaître une tension entre buts et moyens chez les adolescents non-qualifiés. Ces derniers accordent au travail une grande valeur, bien que leur situation face au marché du travail reste très précaire. On remarque de même un fossé au niveau des aspirations scolaires, lesquelles sont souvent incompatibles avec la situation scolaire effective du jeune. Ainsi, il apparaît que les apprentissages attirent peu, tandis que les professions demandant une maturité sont souvent souhaitées. Dubet, à qui les auteurs font plusieurs fois référence, observe d'ailleurs une tension semblable entre buts et moyens chez les jeunes de «la galère».

A de nombreuses reprises, il est question de l'institution scolaire et de son impact sur ce processus de précarisation. C'est avant tout le fait que le processus de formation est normativement défini qui est mis en cause. Ce dernier présente une certaine évaluation de chaque filière post-obligatoire. Concernant les formations menant à une profession manuelle, mais aussi les apprentissages en général, une nette dévalorisation est dénoncée, «l'idéologie des gagnants domine toujours le paysage scolaire» (p. 270). Au niveau plus local, le système scolaire genevois, et notamment le Cycle d'orientation, n'est pas exempt de critiques. Le passage de l'élève au niveau du Cycle d'orientation représente une étape décisive qui détermine fortement son avenir scolaire et professionnel. Pour les jeunes concernés, la sélection a pour effet de les positionner dans les sections les moins cotées et ainsi de limiter par la suite leur choix de formations post-obligatoires. J'ajouterais que le cycle d'orientation semble occulter la sélection qu'il opère néanmoins.

Comme on pouvait s'y attendre, la stratification sociale est facteur d'inégalités devant le risque de sortie de

formation. Les jeunes gens et jeunes filles interviewés ont le plus souvent des parents ayant suivi une formation de type apprentissage ou n'ayant pas poursuivi de formation après l'instruction obligatoire.

Constatant de plus qu'environ la moitié des parents n'ont acquis aucune qualification, les auteurs ont alors recours au concept d'habitus familial. La non-qualification est présentée comme un «destin collectif partagé avec d'autres membres de la famille» (p. 97). Ceci se remarque aussi au sein de la même génération. En effet, sur cinquante-six interviewés dont au moins un frère ou une soeur a quitté la scolarité obligatoire, vingt-et-un ont un frère ou une soeur sans formation.

Les différents destins sont présentés ainsi : dans les couches moyennes et supérieures, il est considéré comme normal de suivre et d'acquérir une formation, tandis que dans la couche inférieure et plus particulièrement chez les immigrés du Sud européen et du Tiers Monde cela n'est pas exigé.

Selon moi, ce destin collectif pourrait aussi être analysé par d'autres biais que celui de l'habitus. Il conviendrait par exemple d'éclairer les mécanismes sous-jacents à cet habitus. La théorie dite du groupe de référence permet-elle de mieux comprendre ces mécanismes (l'individu chercherait à atteindre un statut professionnel équivalent à celui des membres de sa famille, pensant qu'il peut raisonnablement le souhaiter pour lui-même) ? Les auteurs ayant observé une inadé-

quation entre le statut scolaire et les aspirations professionnelles, il ne semble pas adéquat de faire appel à cette théorie, ni d'ailleurs à la notion d'habitus. Effectivement, dans le cas de cette enquête, il n'y a pas intériorisation d'un destin particulier. L'usage du concept d'habitus peut pourtant faire penser que le choix d'une formation n'est que l'expression des différents systèmes de valeurs liés aux classes sociales.

Notons encore que l'intérêt suscité par la découverte d'une population méconnue se trouve parfois déçu par le peu de place laissé aux propos directs des jeunes. On peut aussi douter de la pertinence des interviews collectives, qui révèlent en définitive peu de choses, sinon que la population des jeunes sans qualification, comme cela était déjà supposé, ne forme pas une sous-culture spécifique.

La lecture de ce livre ne peut cependant qu'être vivement recommandée; elle permettra de constater l'intérêt de notions telles que processus de précarisation, processus de disqualification sociale, dans l'approche d'une population qu'on aurait, il n'y a pas si longtemps, qualifiée de déviante. Enfin, le principal mérite de cet ouvrage est d'éclairer une réalité sociale trop souvent ignorée, d'en dénoncer les causes et de proposer certains moyens d'intervention.

*Anne Compagnon
Département de sociologie,
Université de Genève*